

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

60 (26.7.1873)

Unterhaltungs Blatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 60.

Oberndorf, Samstag den 26. Juli

1878.

Revanche.

(Fortsetzung.)

„Ah, mein lieber Herr Graf“, unterbrach hier der General in einer so barschen Weise, daß sich die Blicke der Andern ihm verwunderungsvoll zuwandten, den Erzähler, — „solche Ehrenangelegenheiten, die zuweilen sich nur aus Mißverständnissen entwickeln, sind ja, wie Sie wissen werden, nichts Seltenes, und man dürfte danach noch immer nicht den Stab über Tugend und Werth der Frau brechen.“

Der General hatte damit sein Mißfallen an der Geschichte, welche der Graf vortrug, so deutlich verrathen, daß die Uebrigen sich auf das Peinlichste berührt fühlten, wiewohl sie den Grund seiner Heftigkeit nicht begriffen; selbst Graf Brozinski stuzte einige Augenblicke, und es lag eine kleine Empfindlichkeit in der Antwort, die er nicht zu umgehen vermochte. „Ich will mich auch nicht unterfangen, Excellenz, darüber ein Urtheil zu fällen, zumal diese Thatfachen meiner Person ganz fern liegen“, erwiderte er mit einer Verbeugung: — „ihre Wahrheit hat mir der Sohn des in Rede stehenden Ehepaars, der Freund dessen ich vorher schon erwähnte, verbürgt, und ich kann nicht annehmen, daß er mit der kindlichen Pietät seinen Spott getrieben habe, denn ich lernte ihn als einen durchaus ehrenwerthen Mann kennen, der sich durch diese Erinnerung aus seiner Jugendzeit noch immer tief niedergedrückt fühlte. Uebrigens möge sich Jeder sein Urtheil selbst bilden, wenn man mir gestattet hat, diese kleine Geschichte, auf die wir ganz zufällig kamen, zu beendigen.“

Der General schien sich in Verlegenheit über sein rasches, wohl nicht recht überlegtes Benehmen zu befinden; er vermied auffällig die auf ihn gerichteten fragenden Blicke, und antwortete nur sehr gezwungen. „Verzeihen Sie meine Unterbrechung, Herr Graf; gewiß dürfen Sie uns den Schluß Ihrer interessanten Geschichte nicht vorenthalten.“

Nach einer kleinen Pause, die er wohl dazu gebrauchte, die unangenehme Empfindung wieder gänzlich von sich abzustreifen, fuhr Graf Brozinski fort, sich so kurz fassend, als wollte er sich beilegen, über ein unerquickliches Thema hinweg zu kommen: „Man erwartete nach diesem nie ganz aufgeklärten Vorfalle nichts Anderes, als daß jede Verbindung zwischen der Gattin des eine Zeitlang mit dem Tode kämpfenden und dem bisherigen Hausfreunde abgebrochen seyn würde, und in der That vernahm man, daß die junge unglückliche Frau Jenen mit aufopferndster Hingebung bewachte und pflegte, bis in seinem Zustand wirkliche Besserung eintrat und kein Zweifel mehr obwaltete, daß er vollkommen genesen werde. Aber das Glück dieser Ehe sollte nicht wieder hergestellt werden. Wer weiß, welche Erörterungen zwischen den Ehepartnern stattgefunden und den allgemein überraschenden Entschluß der Dame erweckt oder zur Reife gebracht haben möge; kurz, sie verschwand, nachdem sie insgeheim einen zärtlichen Abschied von ihrem damals etwa fünfjährigen Sohne, dem Kinde, welches sich die Sachlage natürlich nicht zu deuten gewußt hatte, mit Zurücklassung einer Briefes an ihren Gemahl, indem sie ihren Schritt nicht zu rechtfertigen, aber zu entschuldigen suchte, aus dessen Hause und aus Paris. Gleichzeitig war auch der fremde Cavalier abgereist, wie es anfänglich hieß, zurückgerufen von seiner Regierung, aber man wollte nachher wissen, er habe mit ihr noch einige Zeit in der Schweiz zugebracht und sich mit ihr dort trauen lassen.“

„Frauen lassen?“ fragten der Lieutenant und die beiden jungen Mädchen fast gleichzeitig. „Und der verlassene Mann?“

„Er stand dem nicht mehr im Wege“, erwiderte der Graf mit

einer Kälte, die Alle auf das Unheimlichste berühren mußte; — „er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gesetzt.“

Rosa und Elise stießen unwillkürlich einen halbblauen Ruf des Entsetzens aus, der Lieutenant, der den Grafen scharf in das Auge gefaßt hatte, schüttelte nur den Kopf. Was sie übrigens noch aussprechen oder fragen mochten, so wurden sie daran dadurch verhindert, daß der General in diesem Augenblicke die langsam zum Munde erhobene Theetasse fallen ließ, die klirrend auf dem Fußboden zersplitterte. Er selbst schien darüber in ganz ungewöhnlicher Weise erschrocken zu seyn, denn leichenblaß lehnte er sich zurück, und man konnte noch sehen, wie seine Hände zitterten. Der starre Ausdruck seines Gesichtes mußte für Alle etwas Beängstigendes haben, und sie erhoben sich schon um ihm zu Hilfe zu kommen, als er, jedenfalls im gewaltsamsten Zwange, sich wieder aufrichtete und mit einer sarkastischen Schärfe, die man bei ihm gar nicht gewöhnt war, sagte:

„Sie haben mich mit Ihrer traurigen Geschichte wirklich erschüttert, lieber Graf; auch ich war zu jener Zeit in Paris und erinnere mich, davon gehört zu haben. Aber wozu solche Gespenster aus dem Grabe beschwören? — Brechen wir lieber davon ab! — Liebe Rosa, sage Michael, daß er die Scherben fortschaffe!“

Es wehte ein finsterner, unheimlicher Geist durch das Gemach; das fühlte ein Jeder, und Niemand wagte wieder das Wort zu nehmen, während der herbeigerufene Diener seinen Auftrag vollzog. Wer hätte daran zweifeln sollen, daß der alte Herr zu jener Begebenheit vor langen Jahren in irgend einer persönlichen Beziehung stand? — Der Lieutenant und die jungen Mädchen, vielleicht auch der Graf erklärten sich dieselbe dahin, daß der sogenannte „deutsche Cavalier“ ein Freund oder guter Bekannter von ihm gewesen seyn möge, wohl gar der unglückliche französische Capitän, der sich selbst das Leben genommen hatte.

Dem Grafen konnte man leicht ansehen, wie peinlich es ihm war, gerade dieses Thema angeschlagen zu haben, aber wie hätte er sich deshalb entschuldigen dürfen? — Der General selbst brachte nach einer Weile erst wieder mehr Leben in die kleine Gesellschaft, indem er von ganz anderen Dingen zu sprechen begann, aber so recht wollte sich der alte vertrauliche und gemüthliche Ton nicht wieder entwickeln, und Graf Brozinski nahm daraus wohl Veranlassung, früher als es sonst bei seinen Besuchen zu geschehen pflegte, aufzubrechen.

Der Lieutenant begleitete ihn nicht gern und war auch gewöhnt, länger zu bleiben; überdies nahm es der General selbst auf sich, als ob er sein vorheriges Benehmen durch besondere Höflichkeit gegen den Gast wieder gut machen wollte, demselben bis auf den Corridor hinaus zur Seite zu bleiben. Dort, gerade wo sich die Thür seines Arbeitskabinetes befand, — Beide waren unter vier Augen, — sagte er plötzlich den Arm des Grafen und sagte mit einer Stimme, welche die so lange mühsam unterdrückte Erregung vollständig wieder hindurchscheinen ließ.

„Erzeigen Sie mir die Gunst, noch für ein paar Minuten bei mir einzutreten.“

Graf Brozinski sah ihn betroffen an, verbeugte sich aber als Zeichen seiner Einwilligung und folgte dem alten Herrn, der ihm sofort, wie bei ihrer ersten Begegnung, einen Platz auf dem Sopha anwies und sich ihm dicht gegenüber setzte. Der General hatte jetzt die Maske, die er vorher getragen, abgeworfen; es konnte beinahe rührend erscheinen, den alten braven Soldaten in so tiefer, erschütternder Bewegung zu sehen, und dabei zwang er sich wieder, eine Art troziger Energie hindurchleuchten zu lassen.

„Graf“, fragte er hastig und fast rücksichtslos. — „Vertrauen gegen Vertrauen! Ich muß Sie auf Ihr Ehrenwort fragen: Haben Sie jene Geschichte aus Paris vorher ganz absichtslos erzählt?“

Der Pole blickte ihn überrascht, aber doch offen und ruhig an. „Welche Absicht hätte ich damit verknüpfen können, Excellenz? — Wenn ich Sie damit irgendwie unangenehm berührt haben sollte, so lassen Sie mich aufrichtig um Verzeihung bitten; nachdem Sie mir so wahrhaft väterliche Güte erzeigt haben.“

„Ich schätze Sie hoch Graf, sehr hoch, — ich habe Ihnen gegenüber nur meine Schuldigkeit gethan; wenn Sie aber meinen, daß ich deshalb nur den geringsten Dank verdiene, so lassen Sie mich jetzt unter strengster Discretion meinem gepreßten Herzen Luft machen. Wie war der Name jenes französischen Offiziers, des Unglücklichen, der —“

Die Stimme des Generals ersticke fast, und sein Blick hatte sich durchdringend fordernd, dabei doch so innig bittend, auf den Grafen geheset, daß derselbe ihm schwerlich widerstehen konnte. Er zögerte auch nur ein paar Sekunden lang, bis er antwortete: „Excellenz, wenn ich eine Indiskretion gegen meinen Freund begehe, so zwingen mich nur die Ehrfurcht und Theilnahme, die ich Ihnen zutrage, dazu. Es war der Capitän Saint-Simonier.“

Der General schien kaum etwas Anderes erwartet zu haben, dennoch suchte er bei Nennung dieses Namens sichtlich zusammen.

„Und der Deutsche, der ihm seine Frau entführte?“

„Auf meine Ehre, Excellenz, mein Freund hat nie diesen Namen genannt, und ich kann nicht einmal vermuthen, ob er ihm wirklich bekannt geworden ist.“

„Dann“, sagte der General mit tiefer Feierlichkeit — „muß ich Ihnen denselben nennen: es war der preussische Major von Burgsdorff, der jetzige General und Kommandant dieser Festung.“

„Excellenz!“ rief der Graf, sich halb erhebend.

Der General hielt ihn zurück und fuhr mit einem Blicke, als sähe er Geister der Vergangenheit vor sich, fort: „Ja, Herr Graf, ich war es! — Sie würden dies vielleicht doch früher oder später erfahren haben, und es liegt mir nicht allein daran, jene unglückliche Frau, meine erste Gemahlin, und mich selbst vor Ihnen möglichst zu rechtfertigen, sondern das Schicksal, das uns hier zusammengeführt hat, erscheint mir wie der Fingerzeig einer höheren Hand, vielleicht durch ihre Vermittelung die alte Schuld an Dem zu sühnen, dessen Verzeihung ich allein zum Troste für meine letzten Tage erbitten kann, Ihren Freund.“

Der General, überwältigt von seinen Gefühlen, deckte beide Hände über das bleiche Antlitz und harrte in gebeugter Stellung einer Erwiderung; als der Graf aber dafür nicht Worte finden zu können schien, sagte er sich wieder und begann lebhaft:

„Sie haben die Thatfachen richtig erzählt, — Gott sei Dank, ahnt Rosa Nichts von der Vergangenheit ihrer Eltern!“

„Ich war damals ein junger, feuriger Mann, ich lernte Amelie de Saint-Simonier kennen, verehrte und liebte sie; ich durfte mich dieses herrlichen Weibes wohl für würdig halten und vermochte, als ich mich von der Erwiderung meiner Neigung überzeugt hatte; nicht die Grausamkeit des Schicksals zu begreifen, das uns für immer zu trennen schien. Aber ich würde meine glühenden Wünsche dennoch beherrscht haben, hätte ich nicht gewußt, daß Amelie keineswegs so glücklich war, wie es alle Welt behauptete. Welt entfernt davon, einen Stein auf den Todten werfen zu wollen, kann ich Ihnen jetzt doch nicht verschweigen, daß das Vertrauen zwischen den beiden Gatten doch nicht ein so ungetrübtes war, wie man meinte; Amelie hatte die Erfahrung, die ein Frauenherz nie verschmerzt, gemacht, daß Saint-Simonier sie mit einer übertriebenen Eifersucht verfolgte, es was keine Ehe, die alle Bedingungen des Glückes in sich vereinigte. Ich hatte mir Amelie's Herz gewonnen und ihr volles Vertrauen, auch ohne zu verächtlichen Mitteln zu greifen, das ihres Gemahls; ich wurde ihr Hausfreund. Damals wurde er nicht getäuscht, aber es kam die Stunde, in der er sich, durch unglückliche Zufälligkeiten verblendet, davon überzeugt hielt; das führte zu jenem Duell, das ich um meiner militärischen Ehre willen nicht verweigern konnte; es war nicht meine Absicht, ihn zu tödten, das Schicksal lenkte meine Kugel; ich selbst befand mich in Verzeihung darüber. O, ich werde jene Tage niemals vergessen! sie sind mit unauslöschlich schmerzhaften Jügen in meine Erinne-

rung eingeschrieben. Ich wollte Amelie nach dieser Katastrophe nicht wieder sehen und bat selbst um meine schleunige Abfuhr von dem Kommando in Paris. Saint-Simonier ging der Genesung entgegen, aber sobald er seine Kräfte wiedergewann, griff er damit in empörender Weise die unschuldige Frau an, deren Sorge er das neuerwachte Leben hauptsächlich wieder verdankte; wie eine Wahnsinnige flüchtete sie sich zu mir, ich mußte sie schützen. Dies führte zu Verwickelungen, die kaum noch einen Ausweg offen ließen; wir fühlten uns Beide zu schwach, denselben zu widerstehen, fakten den vielleicht übereilten Entschluß, sie zu fliehen, und gingen nach der Schweiz. Amelie wollte damals ihren Sohn mit sich entführen; ich glaubte, ihr dies widerrathen zu müssen; ich war verblendet genug, zu glauben, obgleich ich es kaum wünschte, daß die Gatten sich wieder vereinigen könnten. Saint-Simonier machte keinen Ausgleichungsversuch; er schnitt denselben durch seinen freiwilligen Tod ab. Dieser Schlag erschütterte uns auf das Allerheftigste; ich versuche, die Qualen der Neue, die uns ergriff, nicht zu schildern; sie liegen noch heute hier tiefen.“

Der General deutete auf sein Herz.

„Nun trat die materielle Frage an uns, was aus Amelie werden sollte, wenn sie nach Paris zurückkehrte. Sie besaß kein Vermögen, keine Familie mehr, würde der bittersten Noth preisgegeben gewesen seyn und überdies, was noch schlimmer, dem Hohne und der härtesten Beurtheilung Derer, welche ihr unseliges Verhängniß nicht zu begreifen vermochten. Sie wollte dies alles um ihres Sohnes willen auf sich nehmen, aber durfte ich dies zugeben? — es stellte sich übrigens sehr bald heraus, daß Saint-Simonier sein Kind unter eine Vormundschaft gegeben hatte, die es ihr unter allen Umständen vorenthalten sollte. Mein Ehrgefühl und meine Liebe bewogen mich, Amelie meine Hand anzubieten; sie weigerte sich lange, dieselbe anzunehmen, und Sie können sich auch leicht vorstellen, welche Bedenken gegen eine solche Verbindung sprachen; wir schätzten dieselben nicht gering, aber was blieb Anderes übrig, um Amelie zu retten? — Ich wurde in die Heimath zurückgerufen und mußte als Soldat gehorchen; dies drängte zu einem entscheidenden Entschlusse. In der Schweiz ließen wir uns heimlich trauen; den königlichen Consens erlangte ich erst später auf dem Gnadenwege. Wir kehrten zusammen in meine Garnison zurück; man war erstaunt, daß ich mit einer Frau mitgebracht hatte, es mochten darüber auch manche gehässigen Gerüchte aufstauen, aber die volle Wahrheit wurde nicht bekannt, und meine Stellung schützte Amelie gegen jeden indiskreten Angriff. Wie glücklich hätte unsere Ehe seyn können, der bald ein liebliches Töchterchen, meine Rosa, entsproßte, wenn die Gewissensbisse nicht an unseren Herzen genagt hätten! — Bis zu ihrem Tode und noch darüber hinaus habe ich Amelie zärtlich geliebt, aber ich suchte ihr die schreckensvolle Vergangenheit vergeblich in Vergessenheit zu bringen, — dieser Kummer trug unfehlbar zu ihrem frühen Tode bei. Das ist meine Beichte, — richten Sie milde darüber, Herr Graf!“

Graf Brozinski, der mit der wärmsten Theilnahme zugehört, zu haben schien, konnte nur antworten:

„Excellenz, ich vermag nicht zu richten; ich beklage dieses traurige Schicksal und möchte Ihnen die Hand reichen mit der Versicherung meiner unwandelbaren Hochachtung, und wenn ich es jetzt im Namen meines Freundes könnte, — seiner Verzeihung.“

„Ich nehme Ihre Hand an,“ sagte der General wehmüthig, — „als eine glückliche Vorbedeutung, das Ziel erreichen zu können, das Sie mir soeben in Aussicht stellten.“

Die beiden Männer reichten sich die Hände.

„Und nun erzählen Sie mir von François Saint-Simonier,“ fuhr der alte Herr fort. „Wie haben Sie ihn gefunden? — welche Lebensstellung bekleidet er jetzt? — O es war der unglücklichen Mutter ver sagt, auf alle mit größter Vorsicht eingeleiteten Nachforschungen jemals eine Nachricht von ihm zu erhalten!“

François ist in einem Institute für verwaiste oder gänzlich unbemittelte Offiziersöhne erzogen worden; seine natürliche Beschickung und sein Fleiß verschafften ihm den Vorzug, in die Militärschule von Saint Cyr aufgenommen zu werden; mit einem glänzenden Examen ist er aus derselben als Offizier in der Armee hervorgegangen. Alle die schönen und liebenswerthen Eigenschaften seines Vaters sind ihm zuthellgeworden, er hat Carriere gemacht und nimmt, wenn auch ohne Vermögen, einen Rang in der besten Gesellschaft ein; vor zwei Jahren, als ich von ihm schrieb, bekleidete er,

nachdem er sich in den Felbzügen des Kaiserreichs ausgezeichnet, die Charge eines Kapitäns der Kavallerie und war zur Dienstleistung als Adjutant beim Kriegsminister kommandirt; man behauptete allgemein, er habe große Aussichten."

Der Graf erzählte noch Mancherlei über die Persönlichkeit seines Freundes und stellte dieselbe in das günstigste Licht. Plötzlich unterbrach er sich, wie von einem raschen Entschlusse ergriffen, und sagte mit hellen leuchtenden Augen:

"Ercellenz, wollen Sie mir, dem Sie einmal Ihr Vertrauen geschenkt haben, Vollmacht geben, eine Vermittelung zu versuchen, die, wie Sie vorher aussprachen, Ihnen so sehr am Herzen liegt? — ich glaube, mich für den Erfolg verbürgen zu können."

"Graf, Sie wollten —"
"Alles auf mich nehmen," erwiderte der Graf rasch und lebhaft, — um Ihnen und auch François de Saint-Simonier einen Dienst zu leisten, der mich selbst mit der höchsten Befriedigung erfüllen würde. Ja, Ercellenz, ich bin, wenn Sie es mir erlauben, entschlossen, in Person noch einmal nach Paris zurückzukehren, bevor ich mich in meine Heimath begeben, und mit François zu sprechen; auf Briefe verlasse ich mich nicht gern."

"Wie könnte ich ein solches Opfer von Ihnen verlangen, mein Freund?" rief der General in einem Tone, der nur zu deutlich verrieth, wie gern er dieses Anerbieten annahm.

"Nicht doch, Ercellenz, es handelt sich hier nicht um ein Opfer, sondern um eine Pflicht! — Ich werde reisen!"

Der General fühlte sich so glücklich, daß er den Polen umarmte. Die beiden Herren blieben im vertraulichen Gespräche noch etwa eine halbe Stunde zusammen, dann ging Graf Brozinski mit dem Versprechen, am anderen Tage wiederzukommen, um den von ihm entworfenen Plan genau zu berehen.

III.

In dem abgelegensten und ärmlichsten Theile der Stadt, wo sich der Weg längs des inneren Festungswalles hinzog, einer Straße, die ihrer Debe und Unsauberkeit wegen gewiß Niemand zum Spaziergange wählte und in der es auch keinen geschäftlichen Verkehr gab, stand, zwischen anderen ähnlichen, ein halbverfallenes, von Wind und Wetter äußerlich hart mitgenommenes kleines Haus von zwei niedrigen Etagen und vierfenstriger Front. Den Eingang gewann man von der Seite durch eine Bretterpforte und über einen schmalen Gang, der weiterhin zu einem kleinen schmuzigen Hofe führte.

Alle Welt, die überhaupt in diese Gegend kam, wußte, daß das Häuschen dem Juden Levy Diamant gehörte, und daß derselbe es nur mit seiner einzigen Tochter bewohnte, die ihm bei seinem Geschäfte Gehilfin und außerdem Magd war. Welches Geschäft Levy Diamant eigentlich führte, lag in einem Dunkel, das durchsichtig genug ist, als daß sich die Leute noch weiter die Köpfe darüber zerbrochen hätten. Ehemals war er concessionirter Pfandleiher gewesen, hatte sich dabei aber manche Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, die ihm ein Jahr Luchthaus einbrachten; von da zurückgekommen, zog er sich in das Privatleben zurück, aber Niemandem fiel es dabei ein, zu glauben, daß er darauf verzichtet habe, Geld zu verdienen, was Leuten seines Schlages einmal eine Lebensbedingung ist. Unter der Hand sagte man sich, — er stecke hinter den Grenzschnuggelien, treibe Bucher mit Darlehen an die Offiziere der Garnison und die Gutsbesitzer der Umgegend, auch noch andere heimliche Geschäfte und sei dabei schon ein reicher Mann geworden, obgleich er stets eine tiefe Armuth erheuchelte.

Es war der Abend, welcher dem folgte, an welchem General von Burgsdorff und der polnische Graf Brozinski ihre vertrauliche Unterredung gehabt hatten. Durch zwei Fenster des oberen Stockwerkes in dem kleinen Hause schimmerte mattes Licht; Alles ringsumher war in tiefes Dunkel versenkt. Dort oben hatte Levy Diamant sein Wohn- und Geschäftszimmer, und dasselbe war, im Vergleich zu der Armuth, welche das Haus äußerlich zur Schau trug, recht hübsch und bequem eingerichtet. Der große Kachelofen strömte eine behagliche Wärme aus, und eine kleine Lampe, die auf dem runden Tische stand, verbreitete ein nicht zu glänzendes, aber immerhin genügendes Licht, um die alterthümlichen, soliden Meubles und einige kleine Schmuckgegenstände erkennen zu lassen.

Auf einem einfachen Rohrstuhle saß der Hausherr, Levy Diamant. Er war ein kleiner, magerer und trummer Mann von

ungefähr fünfzig Jahren, in seiner ganzen Erscheinung unbedeutend bis auf die stehenden grauen Augen, die aus dem ächt orientalischen, vertrockneten Gesichte so lebendig spielten, daß man an einer höheren geistigen Intelligenz nicht zweifeln konnte; wenn man dem ganzen Ausdruck dieses scharfgezeichneten, eigentlich gemeinen und häßlichen Gesichts aber aufpaßte, so mußte man sich auch versichert halten, daß man es mit einem Gauner der schlimmsten, nämlich schlauesten Sorte zu thun hatte. Diamant trug einen höchst defekten Schafspelz mit einem Ueberzuge von verschossenem grauen Tuche, auf dem ziemlich kahlen Haupte ein schwarzes Sammetkäppchen und an den Füßen große Flzschuhe, welche letztere seine Persönlichkeit jedenfalls nicht gefälliger machte.

"Eva," rief er laut, "bring's Abendbrod!"

(Fortsetzung folgt.)

GOLDBÄRNER.

* * Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen,
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Rückert.

* * Bei Gährungs der Völker wie der Flüssigkeiten schwinnt
der Schaum und die unreinigkeit oben, bis sie nieder sinken oder sich
versüchtigen. Marg. de Marica.

* * Die Klugen haben mit einander viel gemein.

Aeschylus.

Menschenleben in zwei Sonnetten.

I.

Sagt mir Sonnette: was ist Menschenleben?
Ein Laufen! Jagen! Ringen! Kämpfen! Streiten!
Um Dinge, die am Ende nichts bedeuten,
Ein stolzer Wahn, ein eitles Ueberheben!
Ein knechtisch Beugen und ein feiges Beben!
Ein Schwelgen! Prassen unter tausend Freunden!
Ein blutig Mühen! Sorgen! Hungerleiden!
Ein Schweißverzehren und ein Schweißhingeben!
Gesetzesbrechen und Gesetzdiktiren!
Ein Mordbestrafen und ein Mordvollführen!
Die Bestie: „vulgus“ ordentlich zu zähmen.
Ein dummes Lügen und ein blödes Drohen
Mit süßen Freuden und mit heißen Lohen!
Den Strom in sich're Ufer einzudämmen.

II.

Der Eine dürstet mitten unter Reben!
Der Eine grämt sich ob des And'ren Freuden,
Der Eine freut sich ob des And'ren Leiden,
Der eine thront, der And're kriecht daneben!
Es ist ein traurig Ding das Menschenleben
Und doch so lächerlich von allen Seiten,
Aristokraten steht man schon von weitem
Wenn Plebs sie sehen, stolz die Nasen heben!
Da plötzlich hört man Lobtengelnäuten!
Der Reiche wie der Arme muß zur Grube.
Was hat das gleiche Ende zu bedeuten?
Daß Alle sind aus einem Lehm geschaffen,
Daß Alle Kinder sind aus einer Stube,
Daß sich nur überheben eitle Bassen!

Eine Erfindung, die — noch zu machen ist.

Der Prozeß des Schreibens ist derselbe, der er immer gewesen ist; arbeitssparende Apparate sind, soviel wir wissen, noch niemals dabei zur Anwendung gekommen. Gibt es irgend einen Grund, warum die Feder nicht mit großer Schnelligkeit und Genauigkeit durch eine Maschine eben so gut wie eine Nadel getrieben werden sollte? Können nicht dieselben Resultate, welche die Feder langsam hervorbringt, mit großer Schnelligkeit durch irgend eine andere Einrichtung bewirkt werden? Der Apparat des Drucktelegraphen scheint zu beweisen, daß es möglich ist. Vielleicht wird einer milderer scharfsinnigen Leser eine passende Nachahmung jenes Mechanismus oder irgend eine bessere Einrichtung erfinden, welche Gedanken ökonomisch in den gewöhnlichen Schriftzügen unserer Sprache — für Alle lesbar zu Papier bringen kann.

Man könnte sich schwerlich eine Erfindung denken, die allgemeiner benutzt werden würde, als eine Schreibmaschine. Sie würde in jeder parlamentarischen Versammlung, jeder Gerichtshalle, ja jeder Versammlung überhaupt gebraucht werden, in der man jetzt Berichtersteller anstellt, und bald würde sie noch in viel weiteren Kreisen Anwendung finden. In allen Handelskorrespondenzen — bei denen Zeit Geld ist — würde sie bald die Oberhand über vieles Handschreiben erhalten, wie jetzt schon der Telegraph vieles Briefschreiben unnötig macht. Kein Kaufmann, kein Journalist und Schriftsteller, kein Advokat mit großer Praxis würde ohne einen derartigen Apparat auskommen können, mit Hilfe dessen ein Schreiber die Worte so schnell, wie sie dictirt werden, zu Papier bringt, und noch dazu in einer Gestalt, in der das Dokument, ohne abgeschrieben werden zu müssen, gebraucht werden kann. Die Schreibmaschine würde Lesen und Schreiblernen zu einer ebenso anziehenden Beschäftigung für die Kinder machen, wie das Stickenlernen auf einer Nähmaschine schon ist, und sie würde ein notwendiges Glied unter allen Unterrichtsapparaten bilden. Vielleicht hat man einmal schon einen verunglückten Versuch gemacht, eine Schreibmaschine zu erfinden; aber so ist es mit vielen Dingen gegangen, durch die nun der Geist triumphirt. Warum sollte also nicht auch die Erfindung einer brauchbaren, zweckentsprechenden Schreibmaschine möglich seyn? einer Maschine, die uns aus der Sklaverei der Feder befreit? Wer sich also im Besitze eines erfindungsreichen Kopfes weis, der suche sich dieses große Verdienst zu erwerben. Auch hier gibt's noch Ketten zu sprengen!

Wärme des Mondlichts.

Bekanntlich scheint der Mond nur vermöge eines reflectirten Lichtes. Wir wissen ferner, daß jeder Lichtreflex Wärme mit sich führt, und so darf es uns kaum überraschen, daß sich schon seit Jahren wissenschaftliche Forscher mit der Frage beschäftigten: Empfängt die Erde etwas Wärme durch die Mondstrahlen? Diese Frage wurde lange ventilirt, bis die Physiker de Saussure und Melloni verkündeten, sie hätten Mondwärme entdeckt. Professor Tyndall prüfte ihre Experimente und bewies, daß diese unzuverlässig seien. So konnte diese Frage nicht genügend beantwortet werden, bis vor wenigen Jahren der große Kofse-Telescop erbaut wurde. Dieses Instrument mit seinem Riesentubus, unter welchem ein großer Mann aufrecht einherspaziert, und einer so enormen Lichtsammelnden Kraft, daß selbst am Tage die Sterne dadurch gesehen wie Miniatursonnen erscheinen, wurde nun zur Lösung dieses Problems verwandt. Jetzt erst konnte festgestellt werden, indem man die Mondstrahlen in dem ungeheuren Reflektor dieses Instrumentes zusammenfaßte, daß die Summe der reflectirten Wärme, welche wir vom Monde aus empfangen, etwa den neunhundertsten Theil beträgt von jener Wärme, welche die Sonne der Erde auf direktem Wege sendet.

Verschiedenes.

□ [Allzuviel ist ungesund.] Das Kochsalz, dessen Genuß Menschen und Thiere instinktmäßig suchen, ist in größeren Mengen für dieselben ein tödtliches Gift und zwar für die ersteren bei etwa 1 Pfund, für Pferde bei 2 bis 3 Pfund, für Rindvieh bei 3 bis 5 Pfund, für Schafe bei 11 bis 16 Loth, für Schweine bei 8 bis 13 Loth. Bei den Thieren bewirkt die Salzvergiftung eine eisige Kälte im ganzen Körper und Krämpfe, denen eine Lähmung der Hinterbeine und nach 10 bis 24 Stunden der Tod folgt.

□ Eine Milchkuh, die daran gewöhnt war, täglich zweimal mit Striegel und Bürste gepuzt zu werden, wurde zum Zweck eines Versuchs innerhalb 14 Tagen gar nicht gepuzt. Die Milchmenge betrug während dieser Zeit 11 Maas weniger als in 14 Tagen vorher, obwohl die Fütterung und die sonstigen Verhältnisse in keiner Weise geändert worden waren.

□ Kaschau. Aus Ungvár wird der „Kaschauer Btg.“ berichtet: „Vor einigen Tagen ereignete sich hier folgender komische Vorfall: In einem hiesigen Hause klagte die Köchin ihrer Frau, daß sie Krämpfe habe. Da dies Leiden ein Symptom der Cholera ist, so beehrte sich die Hausfrau, einen Fialer kommen zu lassen und das Mädchen in's Hospital zu schicken. Beim Spital angelangt, ging der Kutscher in die Spitalskanzlei, um die Kranke zu melden, und kehrte mit dem Spitalsdiener zurück, um selbe hineinzutragen,

aber wie waren sie erstaunt, einen leeren Wagen anzutreffen! Der Spitalsdiener glaubte, daß ihn der Kutscher zum Besten haben wollte, und dieser wieder, im Bewußtseyn, daß dies nicht der Fall, gerieth mit jenem in Streit, sonach kehrte der Kutscher zu der Hausfrau zurück und erzählte ihr das Vorgefallene. Auch diese konnte die Sache nicht begreifen und das Räthsel blieb vorläufig ungelöst. Am dritten Tage nach diesem Vorfalle kam das Mädchen zu ihrer Prinzipalin, und als diese sie befragte, woher sie komme, da gestand sie ihr, daß sie sich bei bester Gesundheit befand, nur aber hatte sie einen Vorwand gesucht, sich von Hause entfernen zu können, da ihr Geliebter, den sie schon zwei Monate nicht gesehen hatte, ihr sagen ließ, daß er eine Stunde von der Stadt in einem Dorfe sie erwartet. Das arme Mädchen hat unter Thränen um Verzeihung, die ihr auch gewährt wurde, weil die Hausfrau sich an diesem Spasse selbst sehr ergötzte.“

□ [Seltsame Todesursache.] Das „Madras-Athenäum“ erzählt, daß in dem Hospital zu Madras ein Hindu gestorben sei, dem ein Fisch zufällig in den Hals gesprungen war und so seine Erstikung herbeiführte. Er hatte nämlich den sechs Zoll großen Fisch mit der Hand in einem Sumpfe gefangen und ihn, da er stark zappelte, in den Mund gesteckt, um ihn todt zu beissen. Zudem er das that, stach er sich an seiner scharfen Rückenfloßfeder und schrie unwillkürlich laut auf. Der Fisch sprang hierauf in die Kehle und der Mensch war nicht im Stande, denselben herauszuziehen. Er wurde nach dem Hospital gebracht und dort versuchte man, den Fisch stückweise zu entfernen. Der Hals hatte zu diesem Zwecke erst aufgeschnitten werden müssen. Die Operation war eine sehr schmerzliche und langwierige und der Mann starb schließlich durch Erschöpfung.

Maritätenkästlein.

†† Einem jungen arroganten Mann, der sich in Gesellschaft rühmte, daß sein Vater, Onkel und alle Recensenten gewesen, wurde von einem Anwesenden erwidert: „Deshwegen sind sie auch wahrscheinlich unter der Kritik erzogen.“

†† [Die Sporteln.] Eine junge Dame, die mit Recht nicht im besten Rufe stand, gewann einen Prozeß, und ging zu ihrem noch unverheiratheten Anwalt, demselben ihren Dank zu bringen. Sie that es auf die verbindlichste Weise, und schloß mit den Worten: „Da ich auf keine Art Sie würdig genug belohnen kann, so biete ich Ihnen mein Herz an.“ Rasch erwiderte der junge Advokat: „Verzeihen Sie, die Sporteln gehören in der Regel meinem Schreiber,“ worauf sie sich beschämt entfernte.

†† Ein Soldat ward um das Geheimniß seiner Kaltblütigkeit in der Schlacht gefragt und sagte: „Ich betrachtete mich nach dem ersten Schusse als einen todtten Mann und suchte von diesem Augenblick an wie Eimer, der gar nicht mehr existirt.“

Charade.

„Thu' die beiden Ersten, Lieber!“
Sprach zu mir ein alter Mann;
Furchtsamkeit ist nur ein Fieber,
Das man leicht kuriren kann.
Wird nicht gleich die Letzte kosten,
Ganz kommt Mancher aus der Schlacht;
Lasse d'rum dein Schwert nicht rosten,
Frisch gewagt, ist halb vollbracht.“
— Und ich wurde d'rauf das Ganze,
Scheute nimmer die Gefahr,
Stürmte muthig eine Schanze,
Daß ich flugs ein Hauptmann war.
So bin ich denn fortgeschritten,
Habe manche That vollführt,
Und den Orden mir erstritten,
Der nun meine Letzte ziert.

Synonyme.

Mit Einem Worte, Leser, sollst du zeigen:
Eine Provinz und Stadt in Preußen und was den Federn eigen! B.
Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:
1) Die Erde. 2) Wachtel — Ahtel.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandesker.